

**ZEITSCHRIFT** für  
**DIDAKTIK** der  
**PHILOSOPHIE** und  
**ETHIK** Heft 1/2004

**Lebenskunst**

## Philosophie in der Praxis

### Zwei Beispiele: Jugendpsychiatrie und Denkpraxis

In einem ersten Teil des Aufsatzes beschäftigt sich die Verfasserin mit den philosophischen Verbindungen zu Psychiatrie und Psychoanalyse in der Hoffnung, die theoretischen Ergebnisse flössen in ihre philosophische Praxis. Als eine aus der akademischen Philosophie hervorgegangene, philosophische Praktikerin berichtet sie in einem zweiten Teil aus ihrer philosophisch-praktischen Tätigkeit und stellt Verbindungen zur Philosophie als Lebenskunst her. Sie arbeitet zu 60 % als Lehrerin in der Jugendpsychiatrie. Kann und, wenn ja, was kann Philosophie für psychisch kranke Jugendliche tun? Zu 40 % betreibt die Autorin eine „Denkpraxis“ ([www.denkpraxis.ch](http://www.denkpraxis.ch)). Wie sie hier mit Philosophie umgeht und sie praktisch anwendet, bildet den Abschluss des Aufsatzes.

#### Abstract:

In the first part of her essay the author examines the philosophic connections to psychiatry and psycho-analysis in the hope that the theoretical results might flow into her philosophic practise. As a philosophic practitioner with a background in academic philosophy, she describes her practical philosophical activities in a second part of the essay and makes connections with philosophy as a way of living. The author spends 60 % of her time as a teacher in the area of adolescent psychology. Can philosophy do anything to benefit psychologically-disturbed adolescents? And if so, what? The other 40 % of the author's time is spent running a "thought-surgery" ([www.denkpraxis.ch](http://www.denkpraxis.ch)). How she deals with philosophy in this and applies it practically is described in the final part of the essay.

#### I. Theoretischer Hintergrund meiner philosophischen Praxis

##### *Philosophie in der Psychiatrie*

Lebenskunst hat Konjunktur. Philosophie möchte aus dem Dunstkreis der Universität heraustreten und ins Leben zurückkehren. Im Anschluss an die Antike – Sokrates, Epikur, Epiktet oder Marc Aurel – versuchen heutige Philosophinnen und Philosophen mit Menschen verschiedenster Herkunft außerakademisch zu philosophieren. Diese Tätigkeit ist umstritten: Ist Philosophie – die Kunst des Denkens, die Kunst, die Bedingungen von Möglichkeiten zu zeigen – überhaupt praxistauglich? Bestseller zur „Lebenskunst“ (Wilhelm Schmid) oder zum „Trost der Philosophie“ (Alain de Botton), ausgebuchte Volkshochschulkurse oder der Boom von Ethikkommissionen zeugen immerhin von einem Bedarf in der heutigen Zeit, Philosophie ins Alltagsleben zu integrieren. „Die Praxis des Arztes ist konkrete Philosophie“<sup>1</sup>, behauptete Karl Jaspers.

##### *Karl Jaspers*

„Aber die Ausschaltung der Philosophie wird trotzdem für die Psychiatrie verhängnisvoll.“ (*Ders.: Allgemeine Psychopathologie*. 1913. S. 643.)

Karl Jaspers, einer der bekanntesten Philosophen des 20. Jahrhunderts, begann seine Karriere als Psychiater. Seine Habilitationsschrift „Allgemeine Psychopathologie“ aus dem Jahre 1913 gilt bis heute als Standardwerk. Thema der Psychopathologie – so Jaspers – „ist der ganze Mensch in seinem Kranksein, soweit es seelisches und seelisch bedingtes Kranksein ist“ (S. 6). Ein paar Seiten weiter erläutert er, dass der Mensch als Ganzes zu erfassen ein Ding der Unmöglichkeit sei. „Das Ganze ist nicht die Summe der Teile, sondern mehr ...“ (S. 25)

Die Frage „Was ist der Mensch?“ kann man nie als Ganzes, d. h. vollständig beantworten. Teildisziplinen wie Medizin, Naturwissenschaften, Psychologie oder Geisteswissenschaften beantworten jeweils Teilaspekte. Die Psychopathologie im Sinne von Jaspers muss eine Brücke zwischen Natur- und Geisteswis-

<sup>1</sup> Jaspers, Karl (1986): S. 57.

senschaften schlagen. „Wo immer der Gegenstand der Mensch [...] ist, da zeigt sich, dass die Psychopathologie ihrem Wesen nach nicht nur eine Gestalt der Biologie, sondern auch der Geisteswissenschaft ist. Dem Mediziner tritt in der Psychiatrie eine allen seinen übrigen Disziplinen fremde Welt entgegen. Wie er seine Vorbildung sonst durch Chemie, Physik, Physiologie gewinnt, so braucht er hier eine ganz andere Vorbildung.“ (S. 31)

Jaspers Kritik an den Psychiatern – sie hätten von der Ausbildung her keine Kenntnisse von Philosophie und Geisteswissenschaften und diese seien für einen guten Seelenarzt unabdingbar – hat heute wie 1913 große Berechtigung. Zwar fand die Psychologie mit all ihren Therapieformen als Geisteswissenschaft in den letzten hundert Jahren vermehrt Eingang in die Psychiatrie, doch der heutige Trend der Psychologie geht klar in die naturwissenschaftlich-quantifizierbare Richtung. Auf den ersten Blick, so müsste man meinen, hätte Jaspers die Freudsche Psychoanalyse als eine Form von Geisteswissenschaft in der Psychiatrie begrüßen müssen. Das tat er aber nicht. „Als geistesgeschichtliches Phänomen ist die Psychoanalyse Popularpsychologie [...] und ist mitschuldig an der geistigen Niveausenkung der gesamten Psychopathologie.“ (S. 300) Jaspers ist der Überzeugung, dass Freud mit seiner Psychoanalyse den Weg zweier großer Philosophen – Nietzsche und Kierkegaard – in die Psychiatrie verhindert habe. „Was auf den Höhen der wirklichen Geistesgeschichte Kierkegaard und Nietzsche getan haben, wird hier [bei Freud, MB] in den Niederungen vergrößert und verkehrt noch einmal getan, dem tiefen Niveau der Durchschnittlichkeit [...] entsprechend.“ (ebd.) Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass Jaspers das Freudsche psychoanalytische Verfahren mit der Tätigkeit eines Archäologen gleichsetzt, wenn auch im abfälligen Sinne: „Wenn das Verfahren in einer gewissen Analogie zum Verfahren des Archäologen steht, der aus prähistorischen Fragmenten den Zusammenhang zu finden sucht, und der daraus eine Welt wieder erstehen lässt, so ist doch das Verfahren der Psychoanalytiker [...] mit der Herabminderung der wissenschaftlichen Ansprüche verknüpft.“ (S. 301) Interessant deshalb, weil ein halbes Jahrhundert später Michel Foucault das Verfahren der Archäologie für die Geisteswissenschaften fruchtbar gemacht hat.

<sup>2</sup> Vgl. z. B. Roth, G./Pauen, M. (2001): Neurowissenschaften und Philosophie. München: Fink.

<sup>3</sup> Huber, G. (1981): Psychiatrie. Systematischer Lehrtext für Studenten und Ärzte. Stuttgart/New York. S. 24.

<sup>4</sup> Zit. n.: Biemel, Walter (1989): Heidegger. Reinbek: Rowohlt. S. 157.

Jaspers Hauptthese, dass seelische Erkrankungen nur durch Einbeziehung der Philosophie, d. h. nicht bloß über den Weg des Somatisch-Medizinischen, geheilt werden können, erhält durch den heutigen Boom etwa der Neurowissenschaften<sup>2</sup> und/oder der Psychopharmaka neue Brisanz. Eine in der Psychiatrie verbreitete Richtung versucht, den Begriff der psychischen Krankheit am Begriff der physischen Krankheit zu orientieren: „Von psychiatrischen Krankheiten sprechen wir nur dann, wenn sie durch krankhafte Veränderungen des Leibes, durch bestimmte Organprozesse mit ihren funktionalen Folgen und [...] Bereichen bedingt sind.“<sup>3</sup>

Es scheint, als fielen wir heute noch hinter Jaspers zurück: Es gibt nicht mal mehr eine Lobby, die sich für das Philosophische im Bereich der menschlichen Gesundheit einsetzt. Oder dürfen wir die große Nachfrage nach einer Philosophie als Lebenskunst als Symptom in die andere Richtung lesen?

### Martin Heidegger

„Es schadet nichts, wenn die Ärzte auch etwas über Kant in ihrer Bibliothek stehen haben.“ (Martin Heidegger an Medard Boss, 18. Dezember 1963. Zollikoner Seminare, S. 334.)

Martin Heidegger studierte selbst nie Medizin, übte aber mit „Sein und Zeit“, exakter mit dem eigenwillig in die Philosophie eingeführten Begriff des „Daseins“ als „In-der-Welt-Seins“ Einfluss auf die Psychiatrie seiner Zeit aus. Ludwig Binswanger (1881–1966), Psychiater und ehemaliger Assistent von Carl Gustav Jung, kritisiert die einseitig naturwissenschaftliche Ausrichtung der Psychiatrie und will ihr etwas Philosophisches entgegensetzen. Nach intensiver Auseinandersetzung mit Husserls Phänomenologie und Heideggers Fundamentlontologie nennt er seine Forschungsrichtung erst „phänomenologische Anthropologie“, später „Daseinsanalyse“. Der Psychopathologie fehle ein erkenntnistheoretischer Grund und Boden und dieser – so glaubte Binswanger, lasse sich bei Heidegger finden: „Ich glaube, dass Heidegger uns mit seiner Lehre, im Gegensatz zu Kant und dem Deutschen Idealismus, den Schlüssel zum ontologischen Verständnis des Wahns [...] in die Hand gegeben hat.“<sup>4</sup> Heidegger selbst jedoch fand sich fehlinterpretiert: Binswanger habe abstrakte Charakteristika des Menschseins auf

eine konkrete Ebene gebracht. Der Begriff der „Sorge“ zum Beispiel sei immer abstrakt, und wenn Binswanger die „Sorge“ als ein konkretes menschliches Gefühl interpretiere, sei dies falsch.<sup>5</sup> Mehr Glück mit der Interpretation der Heideggerschen Philosophie für die Psychiatrie hatte der Binswanger-Schüler Medard Boss. Mit den „Zollikoner Seminaren“ eröffnete er während zehn Jahren (1959–1969) den Dialog zwischen Philosophie und Psychiatrie. Wobei auch hier festzuhalten gilt, dass Heidegger an der Theorie, d. h. an den philosophischen Grundlagen vom Menschsein und nicht an der psychiatrischen Praxis interessiert war: „Sie wissen, dass mich die Probleme der Psychopathologie und Psychotherapie nach der Seite der Prinzipien sehr interessieren [...]“<sup>6</sup> [Hervorhebungen MB]

Dadurch, dass Heidegger den traditionell philosophischen Begriff für den Menschen – also Subjekt – durch „Dasein“ ersetzt und der Mensch das „Da“ (Anwesende, Hierseiende) des „Seins“ bedeutet, eröffnen sich für die Anthropologie, Psychopathologie und viele weitere Fachgebiete neue Felder. Der Mensch soll jenseits der „Subjekt – Objekt – Dichotomie“ gedacht werden. Das philosophische Subjekt, das seit Descartes „Cogito ergo sum“ das „Sich-Selbst-Bewusste-Sein“ meint, erfährt durch Heidegger eine radikale – oder in der Heideggerschen Terminologie – eine fundamentale Kritik. Eine ebenso grundlegende Kritik am Subjektbegriff eröffnet Sigmund Freud mit der Psychoanalyse.

### Sigmund Freud und die Philosophie

Freud selber hatte für die Philosophie nicht viel übrig, und wenn, dann höchstens „Hohn und Spott“<sup>7</sup>. Die Philosophen könnten sich so ein Uding wie das „unbewusste Seelische“ nicht vorstellen, aber man müsse sich eben „achselzuckend über diese Idiosynkrasie der Philosophen“<sup>8</sup> hinwegsetzen. Schopenhauer und Nietzsche, die oft als Vorläufer oder gar Vorwegnehmer der Psychoanalyse gelten, dienten Freud nach eigenen Angaben nicht zur philosophischen Grundlage seiner Theorie, sondern bestätigten lediglich seine Untersuchungen und Theorien.<sup>9</sup>

<sup>5</sup> Vgl. Paulat, Urte (2001): Medard Boss und die Daseinsanalyse. Marburg: Tectum. S. 26.

<sup>6</sup> Heidegger, Martin (1987): Zollikoner Seminare. Frankfurt/M.: Klostermann. S. 299.

<sup>7</sup> Medard Boss in: „Wesen des Einzigartigen der Psychoanalyse“. Zit. n.: Condrau, Gion (1992): Sigmund Freud und Martin Heidegger. Bern: Huber. S. 5.

<sup>8</sup> Zit. n.: Ebd. S. 6.

<sup>9</sup> Vgl. Ebd. S. 7.

<sup>10</sup> Angaben vgl. die Zeittafel in: Foucault, Michel (2001): Schriften, Bd. 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp. S. 15–105.

Freud hätte heute wohl große Freude, wenn er sehen könnte, für wie viele Philosophen und Philosophinnen er Ideenlieferant wurde. Vorrangig im französischen Raum der 50er/60er Jahre des 20. Jahrhunderts stützte sich eine ganze Bewegung – der so genannte Strukturalismus resp. Poststrukturalismus – auf Freuds Lehre vom Unbewussten. „Das Subjekt ist tot“ war eines der postmodernen Schlagworte. Jacques Lacan, Jacques Derrida oder Michel Foucault gehörten zum theoretischen Kern.

### Michel Foucault

Michel Foucault hatte sowohl Philosophie als auch Psychologie studiert. Nach zusätzlichem Erwerb eines Diploms in Psychopathologie wurde er Psychologieassistent und beschäftigte sich mit Heidegger und Binswanger. 1953 besuchte er Seminare bei Jacques Lacan, las Hegel, Marx und Freud und besuchte Binswanger in der Schweiz. Er schrieb eine lange Einleitung zur französischen Übersetzung von Binswangers „Traum und Existenz“. Sein erster Promotionsversuch „Über die Geschichte der Psychiatrie“ wurde abgelehnt. Er wechselte zu Georges Canguilhem, Philosoph und Mediziner und wurde 1958 mit „Folie et Déraison“ promoviert. Ein Jahr später schrieb er eine weitere Dissertation über Kants Anthropologie. 1961 publizierte er „Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blickes.“ Er wurde schließlich Professor für Psychologie.<sup>10</sup>

Foucaults Einleitung zu Binswangers „Traum und Existenz“ ist äußerst interessant. Der noch nicht promovierte, gerade 28-jährige Psychologieassistent verteidigt Binswanger gegen die Philosophiekritik, man könne den Daseinsbegriff nicht einfach konkret aufs Individuum anwenden: „Für ihn [Binswanger] geht es darum, im Anschluss an das konkrete Individuum den Punkt ans Licht zu bringen, in dem die Gestalten und die Bedingungen der Existenz ineinander greifen. Ganz so wie die Anthropologie jeden Versuch zu einer Aufteilung zwischen Philosophie und Psychologie zurückweist, vermeidet die Binswangersche Daseinsanalyse eine apriorische Unterscheidung zwischen Ontologie und Anthropol-

gie.“<sup>11</sup> Des Weiteren setzt sich Foucault in der Einleitung mit Husserls „Logischen Untersuchungen“ und Freuds „Traumdeutung“ – beide 1900 erschienen – auseinander. Die „Traumdeutung“ versuchte er bereits durch die Sprachbrille Lacans zu lesen: „Und so wird die Methode der Traumdeutung ganz naturgemäß mit der Methode identisch sein, die man verwendet, um in einer Sprache, deren Grammatik man nicht kennt, den Sinn eines Wortes ausfindig zu machen: eine Methode des Vergleichs, so wie der Archäologe sie für die untergegangenen Sprachen verwendet [...]“.<sup>12</sup> Auch bei Husserl interessierte Foucault die Sprache, genauer die Husserlsche Unterscheidung von Anzeichen und Bedeutung. Wenn ich im Schnee ein eingedrücktes, regelmäßiges Muster sehe, hat das für mich keine Bedeutung. Der Jäger sieht darin jedoch eine Hasenspur, d. h., das Muster ist für ihn ein Anzeichen für etwas – eben für den Hasen –, für mich hingegen ist das Muster kein Anzeichen. Diese Unterscheidung ist wichtig für die Assoziationen. Denn die Assoziation, die ich beim Anblick des Musters habe, „ist im Verhältnis zur Struktur der Anzeige abgeleitet“.<sup>13</sup> Foucaults feste Überzeugung, dass unsere Träume, unser Unbewusstes wie eine Sprache strukturiert ist, veranlasste ihn zu einer Kritik an Freud: „Freud ist es nicht gelungen, über ein von der Psychologie des 19. Jahrhunderts fest erreichtes Postulat hinauszukommen: dass der Traum eine Rhapsodie von Bildern sei [...], doch der Traum ist allein schon deshalb etwas anderes als eine Rhapsodie von Bildern, weil er eine imaginäre Erfahrung ist; und von einer psychologischen Analyse lässt er sich [...] deshalb nicht ausschöpfen, weil er ebenso dem Bereich der Erkenntnistheorie untersteht.“<sup>14</sup>

Mit dieser (sprachlichen) Neuauslegung der Traumdeutung machte Foucault (oder auch Lacan und Derrida) die Psychoanalyse reif für die Philosophie – auch für eine Philosophie als Erkenntnistheorie im Sinne Jaspers.

Es gibt noch einige Philosophen und wenige Philosophinnen, die sich mit den Schnittmengen Philosophie/Psychiatrie/Psychoanalyse auseinander setzen.

<sup>11</sup> Ebd. S. 101.

<sup>12</sup> Ebd. S. 114.

<sup>13</sup> Ebd. S. 120.

<sup>14</sup> Ebd. S. 126.

<sup>15</sup> Nietzsche, Friedrich (1980): Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn. In: KSA, Bd. 1. Berlin/New York/München: de Gruyter/dtv. S. 879.

<sup>16</sup> Vgl. Freud/Breuer (1970): Studien über Hysterie. S. 20–40.

Besonders erwähnen möchte ich die Lacanschülerin Luce Irigaray; sie versucht Platons Höhle(-ngleichnis) als (männliche) Gebärmutterphantasie zu interpretieren; Judith Butler, die mithilfe von Psychoanalyse und Poststrukturalismus die menschliche Zweigeschlechtlichkeit theoretisch hinterfragt; Ian Hacking, der mit „Multiple Persönlichkeit“ der Geschichte der Seele in der Moderne phänomenologisch nachgeht; oder Jacques Derrida, der sich eingehend mit „Freud und dem Schauplatz der Schrift“, mit Husserl und „Die Stimme und das Phänomen“ auseinander gesetzt hat; und last but not least Slavoj Žižek, der vor allem versucht, Lacan, Marx und Co. für die Populärkultur fruchtbar zu machen.

### Philosophie und Sprache

Schon Aristoteles definierte den Menschen in Abgrenzung zum Tier als das mit Sprache begabte Wesen (zoon logon echon). Zwei Jahrtausende später stand für Nietzsche immer noch fest: Der Mensch ist ein durch Sprache konstruiertes Wesen. Wie „wahr“ denn diese Sprache ist und wie fest das menschliche Dasein überhaupt von Sprache abhängig ist, das sind seine zentralen Fragen. Sprache, so Nietzsche, ist immer eine Illusion. Das „Ding an sich“ (Kant), das „Reale“ (Lacan) ist dem Menschen unzugänglich: „Wir glauben etwas von den Dingen selbst zu wissen, wenn wir von Bäumen, Farben, Schnee und Blumen reden, und besitzen doch nichts als Metaphern der Dinge, die den ursprünglichen Wesenheiten ganz und gar nicht entsprechen.“<sup>15</sup>

Sprache/Sprechen spielt auch bei der Psychoanalyse eine zentrale Rolle. Anna O., Breuers und Freuds gemeinsame Patientin, gilt als Erfinderin der so genannten „talking cure (Redekur)“.<sup>16</sup> (Aus-)Sprechen hat eine kathartische Wirkung. Indem man alles unzensuriert und unkontrolliert ausspricht, was einem in den Sinn kommt, geht es besser. Die Idee der „talking cure“ als Quelle der Selbstfindung und Ideenschmiede wurde in schriftlicher Form von den Surrealisten aufgenommen. André Breton nannte sein Verfahren „Ecriture automatique“: „Lassen Sie sich etwas zum Schreiben bringen, nachdem Sie es sich

irgendwo bequem gemacht haben, wo sie Ihren Geist soweit wie möglich auf sich selber konzentrieren können. Versetzen Sie sich in den passivsten oder den rezeptivsten Zustand, dessen Sie fähig sind [...]. Schreiben Sie schnell, ohne vorgefasstes Thema, schnell genug, um nichts zu behalten, oder um nicht versucht zu sein, zu überlegen.“<sup>17</sup> In Anlehnung an Heideggers Unterscheidung von „Rede“ und „Gegenrede“ sprach Lacan von „vollem Sprechen“ (parole pleine) und „leerem Sprechen“ (parole vide).<sup>18</sup> Volles Sprechen heißt auch wahres Sprechen, wohingegen leeres Sprechen vom Subjekt entfremdet ist, d. h. von der Wahrheit weiter entfernt ist als das volle Sprechen. Zur Wahrheit braucht es aber beide Formen des Sprechens. „Das Sprechen allein ist der Schlüssel zu dieser Wahrheit.“<sup>19</sup> Lacan meinte auch, dass das Sprechen als freies Assoziieren, das meint das Sprechen ohne Kontrolle durch das Bewusstsein, die einzige Form sei, die zur Wahrheit des Subjektes, zur Wahrheit nach der Frage „Wer bin ich?“ führt.

Auch C. G. Jung beschäftigte sich intensiv mit Assoziationen.<sup>20</sup> Von 1901 an arbeitete er auf Anregung Bleulers mit einer seit Wilhelm Wundt (Philosoph und Psychologe, 1882–1920) klassischen Form des Wort-Assoziationsexperiments. Die Versuchspersonen erhielten Listen von Wörtern, auf die sie einzeln, möglichst spontan verbal assoziieren sollen. Nach einer gewissen Zeit wurden sie dann in einem zweiten Durchgang aufgefordert, bei Vorlage des Reizwortes sich noch einmal die Assoziation des ersten Durchganges zu erinnern. Registriert und interpretiert wurden folgende Variable: Reaktionszeit bei der ersten Assoziation, physiologische Vorgänge während der Assoziation (z. B. Hautwiderstand, Atemfrequenz), Reproduktionsleistung im zweiten Durchgang. Diese Untersuchungen sind für die Philosophie insofern interessant, als sich Kants Unterscheidung von analytischen und synthetischen Urteilen auch beim freien Assoziieren bestätigen. Ein analytisches Urteil heißt, es wird nichts ergänzt oder erweitert, sondern lediglich erläutert. „Der Kreis ist

rund“ ist ein analytisches Urteil, weil ein Kreis notwendig rund ist. Analytische Urteile sind im strengen Sinne tautologisch. Dagegen ist das synthetische Urteil ein zusammengesetztes, erweiterndes Urteil. Beispiel für ein synthetisches Urteil: „Der Mann ist schön.“ Der Begriff „Mann“ impliziert nicht notwendig „schön“. Er kann auch hässlich, daneben intelligent etc. sein. Wenn die Probandin beim Stichwort „beten“ „Frommer“ assoziiert, so nennt Jung dies eine analytische Assoziation. Eine synthetische Assoziation wäre beim Stichwort „Liebe“ „Messer“ zu assoziieren. Was die assoziative Leistung angeht, meinte Jung, so ist diese beim synthetischen Urteil höher.<sup>21</sup>

### II. Meine philosophische Praxis

#### Philosophie in der Jugendpsychiatrie

In der Jugendpsychiatrischen Abteilung der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Universitätsklinik Basel bin ich als Lehrerin Sekundarstufe I (60 %) angestellt. Laut Auftrag habe ich den Patienten einen Schulunterricht zu bieten, in dem diese sich selber als Schüler oder Schülerinnen erfahren und ihre Leistungsfähigkeit erleben können. Andererseits sollte der Unterricht mir als Lehrerin eine diagnostische Einschätzung der Beschulungsfähigkeit ermöglichen. Ich erreiche dies, indem ich z. B. die Fächer Mathematik, Französisch, Englisch und Deutsch unterrichte. Die Schule braucht insofern keine Anerkennung, als die Patienten i. d. R. noch aus der Klinik die öffentliche Schule besuchen, sobald sie eine Beschulungsfähigkeit erreicht haben. Es gibt keinen Lehrplan; zu unterrichten ist, was sinnvoll erscheint. An meinem Unterricht nehmen Jugendliche zwischen 13 und 19 Jahren sämtlicher Schulstufen (vom Analphabeten bis zur Abiturientin) mit den unterschiedlichsten psychischen Krankheiten ((Prae-)Psychose, Sozialphobie, Bulimie, Anorexie, Persönlichkeitsstörungen, Depression etc.) teil. Ich habe als mein Arbeitsmaterial die Sprache gewählt. Einmal „spielte“ ich mit Ihnen das Jungsche Assoziationsexperiment (s. o.) nach.<sup>22</sup> Sämtliche Patienten

<sup>17</sup> Breton, André (1986): Die Manifeste des Surrealismus. Reinbek: Rowohlt. S. 29f.

<sup>18</sup> Die Anmerkungen zu Lacan sind stark vereinfacht. Es geht mir in diesem Artikel jedoch nicht um ein minutiöses Lacan-Verständnis, sondern pragmatisch: Was kann ich von Lacans Theorie für meine philosophische Praxis brauchen. Daher zitiere ich nicht aus Lacans Originalschriften, sondern verweise auf: Evans, Dylan (2002): Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse. Wien: Turia und Kant. S. 284ff.

<sup>19</sup> „Diese“ Wahrheit meint bei Lacan „die Wahrheit des Begehrens“, vgl. ebd. S. 286.

<sup>20</sup> Jung, C. G. (1995): Experimentelle Untersuchungen. In: Ges. Werke, Bd. 2. Solthurn/Düsseldorf: Walter.

<sup>21</sup> Vgl. Ebd. S. 30

<sup>22</sup> Selbstverständlich entbehren sämtliche Beispiele aus meiner Praxis jeglicher wissenschaftlichen Grundlage!

machten gern mit und wollten jeweils auch selber Begriffe bestimmen, zu denen sie assoziieren sollten. Folgende Assoziationen sind festzuhalten (Auswahl): *Begriff von mir vorgegeben:*

- krank:* Bett (2 x), Faschos, schlecht, Psycho, Husten/Fieber  
*Liebe:* Herz (3 x), schön, Christina, verliebt  
*Alkohol:* Mmh, lustig, Bier mjam!, Wein, trinken, betrunken  
*Schule:* lernen, Scheiß, heute, gut, nicht hier, cool  
*Vater:* Kind(er) (2 x), Arschloch, Sohn, Eltern-teil, Hans-Ueli jö härzig.<sup>23</sup>

*Begriff von ihnen vorgegeben:*

- Punks:* Freaks, is the best of the world, zu viele, uehy, Simi.

Das Ergebnis der Assoziationen hilft mir beim Unterrichten. Aktuell spielen alle gern mit der Sprache – die Klasse ist ruhig, und niemand verweigert –, und zweitens ziehe ich anhand der Assoziationen Rückschlüsse: Wenn bei „Liebe“ drei „Herz“ angeben, heißt das für mich, dass dies eine völlig konventionelle Antwort ist und der Begriff (zumindest im Moment) bei den Jugendlichen nicht viel auslöst. Schreibt hingegen einer „Christina“, so gehe ich davon aus, dass hier jemand „Liebe“ individualisiert. Wenn ein Jugendlicher möchte, dass alle zu „Punks“ etwas aufschreiben, gibt mir das ebenso Ideen, wie ich diesen Schüler besser für die Schule begeistern kann, z. B. mit der Übersetzung eines englischen Punkliedtextes. Da machen dann alle mit, und eine Stunde Englisch geht ohne Probleme über die Bühne.

Solche Übungen dienen auch zur Diagnose der Krankheit der Jugendlichen. Als Lehrerin in der Jugendpsychiatrie gehört es zu meinen Aufgaben, das Behandlungsteam in leistungsdiagnostischen Belangen und Wiedereinschulungsprozessen zu unterstützen.

Ein anderes Mal ließ ich die Klasse alles aufschreiben, was den Jugendlichen bei ihrem Namen in den Sinn kommt. Für mich war erstaunlich, wie viele die Bedeutung ihres Namens kannten. Ein äußerst schwer zu beschulender, weder schreib- noch lesefähiger 13-Jähriger sagte sofort, sein Name bedeute „Pferdefreund“. Die anderen waren erstaunt, dass der sonst alles Verweigernde wissensmäßig glänzte. Auf den „Pferdefreund“ hin fragte Niels, ein 16-Jähriger

mit einer (Prae-)Psychose, was denn „Schwein“ auf Altgriechisch heiße. Ich fragte ihn, weshalb er das wissen wolle. Er antwortete: „Ich möchte einen neuen Namen kreieren – den ‚Schweinefreund‘“.

Die Jugendlichen sind sehr beeinflussbar. Da ich viel mit der Sprache arbeite und auch immer wieder Worte vom Altgriechischen oder Lateinischen her erkläre, wollen sie jetzt Latein lernen und das griechische Alphabet. Ich schrieb das griechische Alphabet groß auf den Flip Chart und gab die Aufgabe, sie sollen ihren eigenen Namen mit altgriechischen Buchstaben schreiben. Bis auf eine Schülerin machten alle mit. Für mich aufschlussreich war die Tatsache, dass der „Pferdefreund“ – der sich strikte weigerte zu schreiben – mitmachte und die entsprechenden Buchstaben seines Namens altgriechisch aufmalte. Dies lässt sich als Hinweis verstehen, dass der Analphabetismus des „Pferdefreundes“ keine manuelle oder kognitive Ursache hat. Diese Vermutungen werden unterstützt durch die Beobachtung, dass dieser Jugendliche problemlos Internetadressen zum Surfen in den Computer eingeben kann: Das setzt die Kenntnisse der Buchstaben beim Tippen voraus.

Ich bin der festen Überzeugung, dass Sprache für die menschliche Identität von zentraler Bedeutung ist. Ebenso bin ich sicher, dass Sprache bei der Frage „Wer bin ich?“ Wichtiges über das jeweils sprechende/schreibende Individuum – ob krank oder gesund – aussagt.

Wenn beispielsweise der (prae-)psychotische Patric erzählt, er sähe andauernd seine Mutter, die Atome spaltet, so finde ich es legitim, das in den sprachlichen Kontext zu stellen: Atom = griech. a-tomos / lat. in-dividuum = das Un-zerteilbare. Spaltet Patrics Mutter Atome, so leistet sie etwas von der Sprachbedeutung her Unmögliches: Das Unzerteilbare wird zerteilt. Als nächsten Schritt würde ich die Kernspaltung hinzuziehen. Hat die Mutter von Patric Atomkraft in sich? Wie fest bedroht sie ihren Sohn in seinen Vorstellungen? Wie sehr hat Patric Angst, von seiner Mutter in seiner Individualität, in seinem Kern zerstört zu werden? Sprache steht auch beim nächsten Beispiel im Vordergrund. Ich diskutiere in der Schule über Fremdes in der Schweiz, über Fürsorgeabhängigkeit und Ausländer. Die Meinungen sind geteilt. Die Schweiz habe zu viele Ausländer, die fürsorgeabhängig sind. Zu viele Ausländer sind

<sup>23</sup> Ein Betreuer wurde in dieser Zeit Vater.

gewalttätig. „Es gibt aber auch Schweizer, die ihre Frauen abschlagen“ oder „Meine Mutter erhält als Schweizerin im Gegensatz zu einer Asylbewerberin mit Kind keinen neuen Kinderwagen gratis. Das ist ungerecht. Zuerst müssen die Schweizer drankommen. Die Schweiz den Schweizern.“ Kurzum: Eine politische Diskussion, wie sie auch an einer „normalen“ Schule gegenwärtig ist. In meiner „Klasse“ sitzen Schweizer genauso wie Ausländerinnen und Eingebürgerte. Ich frage „Wer sieht wie aus?“ und gehe der Reihe nach durch. Aishe sehe aus wie eine Türkin. „Ich bin aber Kurdin“, gibt sie zur Antwort. Thomas, finden alle einhellig, sehe aus wie ein Schweizer. Melanie könnte auch eine Deutsche sein. Ludmila habe etwas Russisches an sich. Samantha – eine Südamerikanerin mit Schweizer Pass – sehe ein bisschen wie eine Marokkanerin aus. Lisa-Marie – eine Schweizerin mit unbekanntem, ausländischem Vater – könnte aus dem Irak kommen. Und ich, meinen sie wiederum einhellig, sehe aus wie eine Italienerin. Es ist bemerkenswert, dass die Wahrnehmungen „meiner“ Schüler und Schülerinnen offenbar durch zwei Faktoren bestimmt sind. a) Ihr Vorwissen: Da alle wissen, dass Lisa-Marie einen „Nicht-Schweizer-Vater“ und Melanie einen deutschen Vater hat, projizieren sie dieses Vorwissen auf das Aussehen. Und b): Sie lassen sich vom Namen leiten. Ludmila ist Schweizerin, da ihr Name jedoch russisch klingt, sehen sie in ihr auch Russisches. Dasselbe bei mir: Mein Name ist italienisch, und deshalb sehen sie in mir das Italienische.<sup>24</sup> Zum Schluss noch ein Beispiel, um zu zeigen, wie wichtig Sprache und ihre jeweils philosophische Interpretierbarkeit in meiner Tätigkeit ist. Bei den Fallbesprechungen am Freitag geben alle einen schriftlichen Wochenendwunsch ein. Darin steht, was die Patienten gern machen würden: nach Hause, ins Kino, einen Freund besuchen etc. Das Behandlungsteam (Sozialpädagogen, Ärztinnen, Psychiatriepfleger/-schwestern, Psychologen, Lehrerinnen) geben dem Wunsch je nach Sachlage statt oder nicht. Melanie, eine bulimische junge Frau mit auffälliger Suchtstruktur möchte das Wochenende bei ihren Eltern verbringen. Sie schreibt: „Heroin verliert in meinem Verstand immer mehr an Gewicht“, und das Behandlungsteam könne sie das Wochenende getrost nach Hause lassen. Es bestehe keine Gefahr, dass sie Heroin konsumiere. „Heroin verliert an

Gewicht“ lässt allerdings aufhorchen. Melanie, die Essprobleme hat, kotzt und sich zu dick findet, schreibt: „Heroin verliert an Gewicht.“ Ihr eigener Wunsch ist es abzunehmen, also Gewicht zu verlieren. Ersetzt sie nun ihren eigenen Wunsch „Ich verliere an Gewicht“ durch „Heroin verliert an Gewicht“, so bedeutet das Alarmstufe eins. Durch Heroin – so die Interpretation – wird Melanie an Gewicht verlieren. Und Heroin „hilft“ ihr auch bei der Suche nach ihrem „Ich“. Eine klassische Verschiebung (Metonymie). Melanies Wochenendwunsch wurde nicht stattgegeben.

### Denkpraxis

Das Angebot meiner philosophischen Praxis ist breit. An der Volkshochschule biete ich Kurse „Philosophieren“ an: An vier (resp. acht) Abenden diskutieren wir aktiv über Begriffe wie: Tod, Glück, Ich, Liebe, Gerechtigkeit oder Freundschaft. Am ersten Abend lasse ich die Teilnehmenden meist assoziativ aufschreiben, was für sie „Philosophie“ ist. Schnell kommt eine philosophische Diskussion auf, ich strukturiere die Voten und ergänze hier und da mit Zitaten von Philosophen oder aus Lexika. Wie in der Jugendpsychiatrie spiele ich mit den Namen: Was hat der eigene Namen mit der eigenen Identität zu tun? Bin ich mit meinem Namen zufrieden? Öffnet er Türen oder verbaut er Wege? Es ist beeindruckend, wie rasch man/frau bloß aufgrund des Eigennamens auf die Identität stößt.

An der freien Kunstakademie Basel unterrichte ich angehende Künstlerinnen und Künstler. Pro Semester gebe ich ein Thema vor. Letztes Semester diskutierten wir über „Was ist Kunst“? Platons These, dass alle Künstler (Maler, Bildhauerinnen etc) bloße Nachahmer seien und per definitionem nichts Gehaltvolles schaffen könnten, wurde ebenso diskutiert wie die (Selbst-) Fotografien von Cindy Sherman. An der Lehrerweiterbildung leite ich Kurse über „Philosophieren als vierte Kulturtechnik“ (E. Martens). Ich möchte Kindergärtnerinnen wie Grundschullehrer aufmuntern, dem philosophischen Gehalt so genannter „naiver“ Kinderfragen mehr Gewicht zu verleihen. Auch ist es mir ein Anliegen, dass „Philosophieren“ wie „Lesen“, „Schreiben“ und „Rechnen“ an jeder Schule einen Platz erhält. Ich leite regelmäßig Workshops und halte Referate. Das Pfarramt für Industrie und Wirtschaft organi-

<sup>24</sup> Analog lässt sich vermuten; hieße Ludmila Sabine und ich Meyer, hätte niemand „Russin oder „Italienerin“ im jeweiligen Äußeren erkannt.

sierte ein „Binationales Weiterbildungsseminar für Personalvertreter/innen sowie Betriebsräte“, und ich halte den Vortrag „Lebenskunst oder wie gehe ich mit Erfolg und Misserfolg in einer globalisierten/dezentrierten Gesellschaft um?“ Ich kann mich nicht über einen Auftragsmangel beklagen. Dennoch: Mein Herzgeschäft bilden philosophische Einzelberatungen, und hier ist es schwierig, an „Kundschaft“ zu gelangen. Handicap Nummer 1: Die Kosten. Eine Stunde Einzelberatung kostet 150 CHF (100 Euro). Handicap Nummer 2: Viele Menschen können sich nicht vorstellen, was eine philosophische Beratung ist. Ist es Lebenshilfe? Ist es eine Therapie? Eine Spielerei für Denkfreaks? Der Begründer der „Philosophischen Praxis“, Gerd B. Achenbach, sagt: „Wenn man einen kaputten Fuß hat, so geht man zum Arzt. Will man jedoch wissen, was man mit einem Fuß (grundsätzlich) alles machen kann, so geht man zum Philosophen.“<sup>25</sup> Philosophie zeigt Möglichkeiten, erweitert den Horizont, eröffnet Wege. Dieter Thomä schreibt in seinem (für Laien schwer zugänglichen) Buch „Erzähle dich selbst. Lebensgeschichte als philosophisches Problem“ von drei Arten, sich selbst zu erzählen: a) Ich erzähle mich, um mich selbst zu finden (Selbstfindung); b) Ich erzähle mich, um mich selbst zu erfinden (Selbsterfindung); c) Ich erzähle mich, um mich selbst zu lieben (Selbstliebe). Der Selbstliebe verleiht Thomä am meisten Gewicht: „So wäre ich froh, wenn in Zukunft bei der Rede von Selbstbestimmung mehr Vorsicht walten würde, wenn man auf die Verwendung der Begriffe Selbsterfindung und Selbstfindung ganz verzichtete und wenn es mir gelänge, die Neugierde auf den Begriff der Selbstliebe wieder zu wecken.“ (S. 37). Thomä gibt der philosophische Praktikerin theoretische Grundlagen. Am fiktiven Beispiel eines jungen Arztes mit eigener Praxis zeigt er, wie das Konzept der Selbstliebe viel eher zu einem geglückten Leben führt als die Konzepte Selbsterfindung oder Selbstfindung. „Eines Tages sagt dieser junge Arzt nämlich: Ich habe keine Lust mehr, in dieser Praxis weiterzuarbeiten. Ich möchte etwas ganz anderes machen.“<sup>26</sup> Ich verrate hier nun

nicht, wie Thomä Lösung aussieht. Für mich wäre dieser junge Arzt jedoch ein geeigneter Kunde für eine philosophische Beratung. Philosophie kann helfen, sein Leben zu verändern, kann helfen, sich ins eigene Leben zu verlieben.

Kann Philosophie Therapie sein? Von Philosophie als Psychotherapie (*psyches therapeía*) spricht bereits Sokrates in Platons Dialog „Laches“ (185e).<sup>27</sup> Trotzdem würde ich meine philosophische Beratungstätigkeit niemals als Therapie bezeichnen. „Therapie“ hat im Deutschen seit dem 18. Jahrhundert die Bedeutung von „Heilbehandlung“.<sup>28</sup> „Heilung“ setzt den Begriff „Krankheit“ voraus, und wenn jemand krank ist, so meine ich, soll er oder sie einen Arzt oder eine Therapeutin aufsuchen, nicht aber die Philosophin. Zur Zeit Platons bedeutete „therapeía“, resp. „therapon“ jedoch „Diener, Gefährte“.<sup>29</sup> Und das wiederum kann Philosophie: Begleiten, Gefährtin sein. In diesem Sinne bedeutet Philosophie als „Seelen-Therapie“ bei Sokrates bereits: Philosophie begleitet die Seele, heilt aber nicht. Der amerikanische Philosoph Lou Marinoff entwickelte für seine philosophische Praxis die so genannte PEACE-Methode. „PEACE ist ein englisches Akronym, das für die fünf Phasen steht, die man [MB: während einer philosophischen Beratung] durchläuft: **P**roblem, **E**motion, **A**nalyse, **C**ontemplation oder Betrachtung und **E**quilibrium oder seelisches Gleichgewicht.“<sup>30</sup> In einem Seminar bei Ekkehard Martens zur „Philosophie und Lebenskunst“ stellte ich eine Klientin von mir vor, und wir wollten das Fallbeispiel mittels PEACE-Methode angehen.

#### Fallbeispiel Chiara S.

Eine junge italienische Architektin fühlte sich durch meine Prospektwerbung angesprochen: „Nehmen Sie sich für eine Stunde oder mehr die Zeit, um so zu sein, wie Sie wollen: reich – schön – geliebt – sexy – intelligent.“ Chiara wurde in Basel geboren und lebte bis zu ihrem achten Lebensjahr in der Schweiz. Danach wurde sie zurück nach Sizilien zu ihrer Großmutter geschickt. Sie machte dort das Abitur

und schloss in Venedig ein Architekturstudium ab. Seit sechs Jahren lebt sie wieder in Basel und möchte als Architektin arbeiten. Sie findet bis jetzt aber immer bloß als Assistentin in Architekturbüros eine Anstellung. Sie fühlt sich ausgenutzt und unterbewertet und weiß nicht, wie sie sich durchsetzen kann. Nicht zu unterschätzen sind ihre sprachlichen Probleme: Sie spricht zwar fließend und akzentfreien Basler Dialekt, kann aber kein Hochdeutsch (das spricht man in der Schweiz nur in der Schule, und diese hat sie in Italien besucht) und kann auch nicht deutsch schreiben.

#### 1. Problem

Chiara fühlt sich als Architektin nicht wahrgenommen und insgesamt als Person unterschätzt. Sie kann sich gegen ihre momentane Chefin nicht durchsetzen und fühlt sich ausgenutzt. Sie leidet darunter, dass sie mit ihren 32 Jahren wie zwanzig aussieht.

#### 2. Emotion

Chiara ist deprimiert, unterdrückt ihre (aggressiven) Gefühle gegen ihre Chefin und ist in ihrem Auftreten verunsichert. Ebenso hat sie Angst, ihre Stelle zu verlieren und arbeitslos zu werden.

#### 3. Analyse

Chiara analysiert ihre Situation: Sie kann weiterhin als Assistentin arbeiten, oder sie kann versuchen, sich als Architektin selbstständig zu machen.

#### 4. Contemplation (Betrachtung)

Chiara stellt sich vor, wie es ist, selbstständig (Um-)Baufträge anzunehmen. Sie sucht in ihrem Umfeld nach möglicher Kundschaft. Sie stellt sich die Frage, wie ihre Lebensqualität als selbstständig Erwerbstätige aussehen würde: Besser oder schlechter als die jetzige Situation als Assistentin? Was ist ihr wichtiger: Festes Einkommen oder endlich eigenständig Pläne zeichnen zu können?

#### 5. Equilibrium (seelisches Gleichgewicht)

Behält Chiara ihre Anstellung zu 50 % und bekommt nebenher Aufträge, ist sie einerseits finanziell abgesichert und kann andererseits ihr architektonisches Können, ihre Kreativität unter Beweis stellen.

Nach der PEACE-Methode hätte Chiaras Fall so ausschauen können. Die philosophische Beratung wäre laut Marinoff geglückt: „Nachdem Sie das Problem artikuliert, Ihre Gefühle ausgedrückt, Ihre Möglichkeiten analysiert und eine philosophische

Haltung kontempliert haben, (gewinnen Sie) Ihr seelisches Gleichgewicht.“<sup>31</sup>

Der „Fall“ verhielt sich anders. Ich arbeite nicht mit der PEACE-Methode. Die Gefahr, dass ich sämtliche Erzählungen/Berichte der Kundin nur noch in diesen fünf Begriffen wahrnehme und interpretiere, ist zu groß und für die philosophischen Beratungen, die ich betreibe, nicht befriedigend. Nach vier Beratungsstunden ruft mich Chiara S. an. Sie brauche dringend einen Termin. Ihre Chefin hätte ihr unaufgefordert ein Arbeitszeugnis geschrieben, und sie müsste dies nun unterschreiben. Im Arbeitszeugnis stand unter anderem, dass Chiara S. eine freundliche, zuvorkommende Art habe, zuverlässig, freundlich und flexibel sei. Jedoch würde sie sich selbst in ihrem Können bezüglich Architektur weit überschätzen. Sie genüge fachlich nicht den Anforderungen einer Architektin. Chiara wusste nicht, ob sie das Zeugnis unterschreiben soll, und berichtete mir, sie wolle sich nun auf eine Ausschreibung des renommierten Basler Architekturbüros „Herzog und de Meuron“ als Empfangsdame bewerben. Sie erhoffe sich damit, Kontakte zu schaffen, um als selbstständige Architektin arbeiten zu können. Im darauf folgenden Gespräch versuchten wir gemeinsam, festzuhalten, was Chiara am liebsten tun würde. Dabei kam heraus, dass Chiara gern repräsentiert und gern Umgang mit Menschen aus der Kunst- und Grafikwelt pflegt. Ihr Selbstbewusstsein sei gering, und sie habe sich die Architektin quasi selbst erfunden, weil ersehnt. In der Theorie von Dieter Thomä hieße das, Chiara hat sich durch Erzählen selbst erschaffen. Im Moment diskutieren wir darüber, wie man sich selbst liebt. Wie verliebe ich mich ins eigene Leben?

#### Schlussbemerkungen

Irvin D. Yalom, emeritierter Professor für Psychiatrie und Psychoanalytiker schreibt auch Romane. „Und Nietzsche weinte“ handelt von der fiktiven Begegnung zwischen dem Wiener Arzt Joseph Breuer und dem Philosophen Friedrich Nietzsche.<sup>32</sup> Breuer will Nietzsche der neuartigen „talking cure“ unterziehen. „Um Nietzsche zum Reden zu bringen, beginnt Breuer, von seiner eigenen Obsession für eine junge Patientin zu erzählen. Zwischen dem ruhigen, einfühlsamen Breuer und dem verschlossenen Nietzsche entstehen heftige Rededuelle. Und

<sup>25</sup> Dieses „Zitat“ erhielt ich von Thomas Gutknecht. Literaturhinweis: Achenbach, Gerd B. (Hrsg.) (1984): Philosophische Praxis. Köln: Dinter.

<sup>26</sup> Thomä, Dieter (1998): Erzähle dich selbst. München: C. H. Beck. S. 238.

<sup>27</sup> Diesen Hinweis verdanke ich Ekkehard Martens.

<sup>28</sup> Vgl. Kluge/Götze: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin/New York: de Gruyter 1999.

<sup>29</sup> Ebd.

<sup>30</sup> Marinoff, Lou (2000): Bei Sokrates auf der Couch. Düsseldorf: Patmos. S. 51.

<sup>31</sup> Ebd. S. 53.

<sup>32</sup> Yalom, Irvin D. (2002): Und Nietzsche weinte. München/ Zürich: Piper.

Breuer muss schließlich erkennen, dass er Nietzsche nur heilen kann, wenn er seinerseits von ihm Hilfe annimmt.<sup>33</sup>

Yalom ging bei der Erfindung seines Romans davon aus, dass Nietzsche nie etwas mit Breuer zu tun hatte. Dies stimmt nicht ganz. Franziska Trenkle von der Nietzsche-Briefedition in Basel und Co-Autorin des Buches „Nietzsche in Basel“ (Schwabe Verlag, 2000) antwortete mir auf meine Anfrage, ob Nietzsche mit Breuer in Briefkontakt gewesen sei, folgendermaßen:

„Der ‚Dichter‘ Siegfried Lipiner hat in einem Brief an Heinrich Köselitz vom Sommer 1878, der sich im Nachlass Köselitz im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar befindet, diesem vorgeschlagen, Nietzsche zu einem Aufenthalt in Wien und zu einer Therapie bei Breuer zu bewegen. Er hatte auch alles schon halbwegs in die Wege geleitet, worüber sich Nietzsche fürchterlich enervierte. Nietzsche hielt dies für eine absolute Privatsphärenverletzung. Briefe Nietzsches an Lipiner sind keine überliefert. Jedoch einige von Lipiner an Nietzsche. Lipiner war mit dem Analytiker-Geschmiss in Wien offenbar auf vertrautem Fuß und muss auch Breuer persönlich, aber wahrscheinlich nicht gut gekannt haben. Von dem allem wusste Yalom nichts, als er seinen Roman verfasste, hat es aber inzwischen erfahren und möchte, bei der nächsten Auflage von ‚Und Nietzsche weinte‘ eine entsprechende Anmerkung dazu machen.“

Erinnern wir uns an Jaspers abschätzige Bemerkungen zur Psychoanalyse, zur „talking cure“: „Was auf den Höhen der wirklichen Geistesgeschichte Kierkegaard und Nietzsche getan haben, wird hier [MB: bei Freud] in den Niederungen vergrößert und verkehrt noch einmal getan, dem tiefen Niveau der Durchschnittlichkeit [...] entsprechend.“<sup>34</sup> Ist es vielleicht das, was uns der Psychiater Yalom mitteilen möchte: Die Psychoanalyse (Breuer) kann nur heilen, wenn sie Hilfe von der Philosophie (Nietzsche) annimmt?

Als philosophische Praktikerin stelle ich mir die Frage immer wieder: Ist Philosophie Lebenskunst? Eine Antwort habe ich nicht. Aber dass Leben eine Kunst ist, das weiß ich.

#### Literatur

- Achenbach, Gerd B. (Hrsg.) (1984): Philosophische Praxis. Köln: Dinter.
- Berendt, Gisela (1986): Psychoanalytische Philosophiekritik. Essen: die blaue eule.
- Biemel, Walter (1989): Heidegger. Reinbek: Rowohlt TB.
- Breton, André (1986): Die Manifeste des Surrealismus. Reinbek: Rowohlt.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Condrau, Gion (1992): Sigmund Freud und Martin Heidegger. Bern: Huber.
- Derrida, Jacques (1985): Die Schrift und die Differenz. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ders. (1998): Vergessen wir nicht – die Psychoanalyse! Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Dolto, Françoise (1996): Alles ist Sprache. Kindern mit Worten helfen. Berlin: Quadriga.
- Evans, Dylan (2002): Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse. Wien: Turia und Kant.
- Foucault, Michel (1968): Psychologie und Geisteskrankheit. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ders. (1973): Wahnsinn und Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ders. (1988): Die Geburt der Klinik. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ders. (2001): Dits et Ecrits (Schriften), Bd. 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ders. (2003): Die Anormalen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Freud, Sigmund/Breuer, Joseph (1970): Studien über Hysterie. Frankfurt/M.: Fischer.
- Hacking, Ian (2001): Multiple Persönlichkeit. Frankfurt/M.: Fischer.
- Heidegger, Martin (1987): Zollikoner Seminare. Frankfurt/M.: Klostermann.
- Holzhey-Kunz, Alice (2002): Das Subjekt in der Kur. Wien: Passagen.
- Irigaray, Luce (1980): Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Jaspers, Karl (1973): Allgemeine Psychopathologie. Berlin etc.: Springer.
- Ders. (1999): Der Arzt im technischen Zeitalter. München/Zürich: Piper.
- Jung, C. G. (1995): Experimentelle Untersuchungen. In: Ges. Werke, Bd. 2. Solothurn/Düsseldorf: Walter.
- Lacan, Jacques (1996): Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion. In: Schriften I. Weinheim/Berlin: Quadriga.
- Ders. (2002): Über die paranoische Psychose in ihren Beziehungen zur Persönlichkeit. Wien: Passagen.

- Macho, Thomas H./Berger, Wilhelm (1989): Kant als Liebesratgeber. Wien: Verlag des Verbandes der Wiss. Ges.
- Marinoff, Lou (2000): Bei Sokrates auf der Couch. Düsseldorf: Patmos.
- Martens, Ekkehard (1992): Die Sache des Sokrates. Stuttgart: Reclam.
- Ders. (Hrsg.) (2000): Ich denke, also bin ich. München: C. H. Beck.
- Nietzsche, Friedrich (1980): Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. In: KSA, Bd. 1. München/Berlin/New York: de Gruyter/dtv. S. 873–890.
- Paulat, Urte (2001): Medard Boss und die Daseinsanalyse – ein Dialog zwischen Medizin und Philosophie im 20. Jahrhundert. Marburg: Tectum.
- Platon (1975): Laches. Stuttgart: Reclam.
- Rico, Gabriele L. (1998): Garantiert Schreiben lernen. Reinbek: Rowohlt.
- Roth, Gerhard (2001b): Fühlen, Denken, Handeln. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ders./Pauen, Michael (Hrsg.) (2001a): Neurowissenschaften und Philosophie. München: Fink.
- Schmid, Wilhelm (2002a): Philosophische Seelsorge im Krankenhaus? In: Information Philosophie, 5/2002. S. 50–54.

- Ders. (2002b): Philosophische Lebenskunst in der Praxis. In: Schweizerische Ärztezeitung, 45/2002 (83). S. 2455–2458.
- Schöpf, Alfred (1998): Sigmund Freud und die Philosophie der Gegenwart. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Schramme, Thomas (2000): Patienten und Personen. Zum Begriff der psychischen Krankheit. Frankfurt/M.: Fischer.
- Solms, Mark/Kaplan-Solms, Karen (2003): Neuro-Psychoanalyse. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Thomä, Dieter (1998): Erzähle dich selbst. Lebensgeschichte als philosophisches Problem. München: C. H. Beck.
- Trenkle, Franziska/Bollinger Andrea (2000): Nietzsche in Basel. Basel: Schwabe.
- Wiener Psychoanalytische Vereinigung (Hrsg.) (2001): Psychoanalyse für Pädagogen. Wien: Picus.
- Wittgens, Wolfgang (1996): Philosophische Grundlagen der Analytischen Psychologie. C. G. Jungs. Herne: Verlag für Wissenschaft und Kunst.
- Yalom, Irvin D. (2002): Und Nietzsche weinte. München/Zürich: Piper.
- Zizek, Slavoj (1998): Das Unbehagen im Subjekt. Wien: Passagen.

<sup>33</sup> Zitiert vom Klappentext.

<sup>34</sup> Jaspers, Karl (1973): Allgemeine Psychopathologie. Berlin etc.: Springer. S. 300.